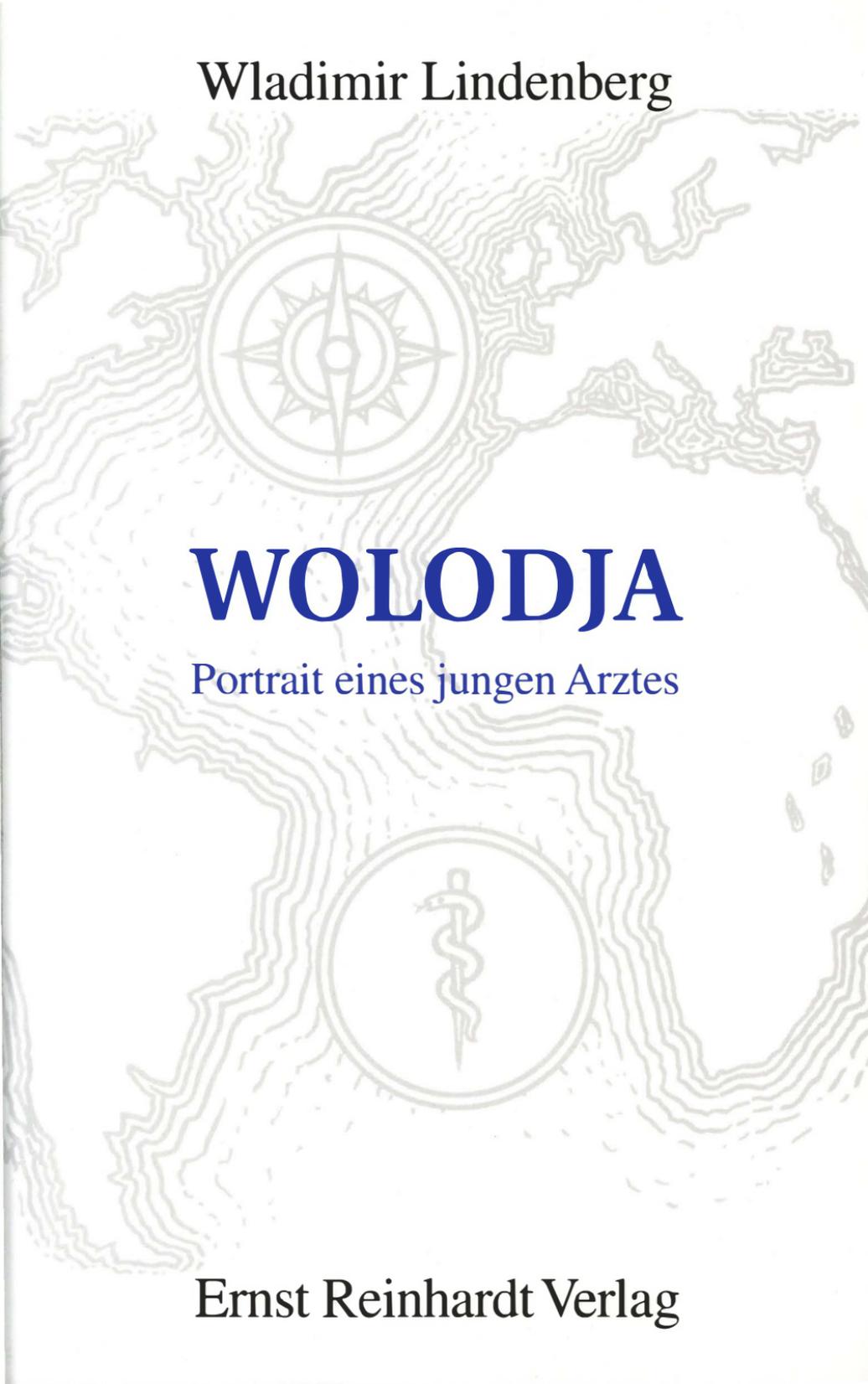


Wladimir Lindenberg



**WOLODJA**

Portrait eines jungen Arztes

Ernst Reinhardt Verlag

WLADIMIR LINDENBERG

# Wolodja

Portrait eines jungen Arztes

4. Auflage

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN BASEL

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lindenberg, Wladimir:

Wolodja: Portr. e. jungen Arztes /  
Wladimir Lindenberg. – 4. Aufl. –  
München; Basel: E. Reinhardt, 1999.

ISBN 3-497-01488-5

PDF-ISBN 978-3-497-60670-2

© by Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG, Verlag, München 1999.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung der  
Ernst Reinhardt GmbH & Co KG, München, ist es nicht gestattet, dieses Buch  
ganz oder auszugsweise in irgendeiner Form zu vervielfältigen, zu speichern  
oder in andere Sprachen zu übersetzen.

Printed in Germany

## INHALT

Weder Fisch noch Vogel .....	7
Kasernen des Leidens .....	14
Namenwechsel .....	21
Reformation scheidert an Tradition .....	27
Der Zigeunerknabe .....	40
Hans Thuar .....	46
Ausbruch aus festgefüigten Ordnungen .....	51
Universitätspoliklinik für Innere Medizin .....	60
Leporello .....	73
Die lieben Karliki sind wieder da .....	78
Erfahrungen mit Liliputanern .....	84
Kasperle und Teatro dei Piccoli .....	90
Victoria .....	93
Die Kunst, krank zu sein .....	109
Der Rheinische Karneval .....	119
Menschen am Rande .....	127
Freie Praxis .....	136
Ausflug in die Welt .....	150
Santa Cruz de Tenerife .....	175
Westafrika .....	182
Conakry .....	190
Freetown .....	193
Liberia .....	219
Accra an der Goldküste .....	223
Cotonou in Dahome .....	235
Lagos in Nigeria .....	238
Kamerun .....	253
Nordwärts .....	286
Auf hoher See .....	309
Die Ostküste von Südamerika .....	323

*Also bin ich gewandelt durch die Länder und ein Peregrinus gewest  
meine Zeit, allein und fremd und anders. Da hast du Gott wachsen  
lan deine Kunst unter dem Hauche des fruchtbaren Windes mit  
Schmerzen in mir.*

*Theophrastus Bombastus von Hohenheim Paracelsus  
(1493 - 1541)*

## WEDER FISCH NOCH VOGEL

Am 11. Januar 1927 in seinem sechszwanzigsten Lebensjahr erhielt Bobik die Examensurkunde über das mit der Gesamtnote „gut“ absolvierte medizinische Staatsexamen. Mehr als ein halbes Jahr hatten die unzähligen Prüfungen in allen medizinischen Fächern gedauert. Sie waren lange nicht so schwer und beängstigend wie die erste medizinische Vorprüfung. Dort handelte es sich meist um abstraktere Fächer, die eine große Gedächtnisleistung verlangten: Anatomie, Physiologie, Botanik, Zoologie, Chemie und Physik. In den klinischen Semestern ging man von Klinik zu Klinik, man kannte die Professoren, die Oberärzte und die Assistenten, sie kannten einen und hatten sich bereits ein Bild von dem Examinanden gemacht. Es war nicht mehr so viel Gedächtniskram, vielmehr lebendige Anschauung, die sich mit der Zeit wie von selbst dem Gedächtnis eingeprägt hatte. Bobik hatte die bestimmte Vorstellung, daß die Zellen für abstrakte Dinge und die für anschauliche Dinge an verschiedenen Stellen des Gehirns zu suchen seien.

Manche Professoren waren geradezu gemütlich und väterlich wohlwollend, und die Prüfung hatte viel mehr den Charakter eines Gesprächs. Nicht nur der Professor oder der Oberarzt half einem, auch der Patient spielte dabei eine aktive, helfende Rolle. Man wurde für eine oder mehr Stunden mit dem Kranken allein gelassen, um eine Krankengeschichte anzufertigen, ihn zu untersuchen, eine Diagnose und einen Heilplan aufzustellen. Der Examinand sollte zwar, konnte aber unmöglich alle die zahlreichen Krankheiten kennen. Sehr oft wußte der Patient selbst über seine Krankheit Bescheid oder er hatte die Fremdausdrücke aufgeschnappt und gab sie etwas verballhornt wieder. In manchen Fällen hatte Bobik den Verdacht, daß die Assistenten den zu untersuchenden Kranken mit reichlich Wissensstoff versorgt hatten, damit er es dem Prüfling weitersage. Wenn also solch ein Examen auch viele Wochen dauerte und jedes Fach ein großes Wissen erforderte, so hatte man zwischen den Prüfungen doch einige Zeit, sich vorzubereiten, und man ging ohne Angst hin. Während Bobik die erste Form des Examens, das nur gehirnmäßig gespeicherten Stoff verlangte, ablehnte, fand er, das Staatsexamen sei fast ein lustvolles Spiel.

Doch nun war alles zu Ende, eine lange Lebensperiode fand abrupt mit dem 11. Januar 1927 ihren Abschluß. Was jetzt auf ihn zukam, war etwas ganz Neues. Zunächst mußte nach alter Sitte dieses Ereignis gefeiert werden. Seine Gruppe, eine Dame und drei Herren, beschlossen, diesen Abschluß im „Gequetschten Heiland“ in der Altstadt zu feiern. Sie saßen im dunklen, verräucherten, lauten Lokal, aßen ein langweiliges Essen mit obligater, glasig aussehender Sauce und tranken eine Flasche Rheinwein. Sie hatten geglaubt, sie würden lustig und befreit sein, aber es gelang ihnen nicht. Sie besprachen die Ereignisse des langen Examens, die peinlichen und lustigen Situationen, das Verhalten der Professoren. Was wußten sie über ihre Zukunft? – sie mußten die Arbeit annehmen, die ihnen geboten wurde, und das Schicksal würde entscheiden, welches Fach sie nachher wählen könnten. Bobik wußte wenigstens genau, was er *nicht* werden wollte: kein Chirurg, kein Frauenarzt, kein Hautarzt, weder Ohren- noch Augenarzt, auch kein Amtsarzt. Wenn er zu wählen hätte, so wollte er Nervenarzt und Psychiater werden, oder er würde gern in fremde Länder gehen, zu Völkern, die noch der Ärzte dringend bedurften, zu den Leprakranken oder – und das war sein höchster Traum – nach Lambarene zu dem verehrten Albert Schweitzer. Er hatte schon dorthin geschrieben, hatte aber eine abschlägige Antwort erhalten: Es sei weder Geld noch ein Assistentenplatz frei, außerdem seien Deutsche dort noch nicht erwünscht.

Zunächst, für die ersten drei Monate der einjährigen Praktikantenzeit, hatte er sich bei dem verehrten Professor Karl Garré angemeldet. Er liebte und verehrte den kleinen vornehmen alten Herrn, der sich dadurch einen großen Namen gemacht hatte, daß er an sich selbst Versuche mit der Furunkulose angestellt hatte. Beinahe wäre er durch die gefährlichen Experimente zugrunde gegangen. Dann, für den Rest der Zeit, hatte er eine Stelle bei seinem geliebtesten Lehrer, Professor Richard Siebeck, angenommen. Keine seiner Vorlesungen hatte er versäumt: Etwas ganz Neues war da auf ihn eingestürzt. Dieser Mann, neben dem genialen und seinerzeit viel verleumdeten Professor von Weizsäcker der liebste und begabteste Schüler von Krehl in Heidelberg, hatte einen ganz neuen und bisher noch nicht gekannten Zugang zum Kranken gefunden: Er suchte nicht nur die Diagnose an Hand von Organerkrankungen zu ermitteln, sondern er befragte den Patienten über seine Lebensgeschichte, sein Verhältnis zu seiner Familie, seine Beziehungen zu Bekannten, Freunden und Arbeitskameraden. Dadurch entstand ein bisher ungeahntes enges

Verhältnis zwischen Arzt und Patient, und dem Arzt wurden manche Wechselwirkungen zwischen dessen Zustand und der Organerkrankung offenbar. Es war etwas ganz Neues und bisher nie Dagewesenes in der Medizin, doch die meisten Professoren und Ärzte lächelten abschätzig über diese Heidelberger Außenseiter und Phantasten. Bobik aber verteidigte sie, als ob es um Leben oder Tod ginge. Aber was nutzte dies, er war noch jung und seine Gedanken und sein Wort hatten noch kein Gewicht.

Die kleine Feier, die Baronin Didi Loë für ihn veranstaltete, war eine wirklich schöne Feier. Sie bestellte im Königshof einen Tisch. Dort saßen sie mit Lia von Schulz und Bobiks engstem Freund Boisie Hach, der noch vor seinem medizinischen Examen stand. Es wurde sehr wenig gesprochen, aber sie freuten sich des freundschaftlichen und harmonischen Zusammenseins, und sie verstanden sich auch ohne Worte. Baronin Didi hob ihr Glas, lächelte Bobik zu und stieß sein Glas an. Sie genierte sich, große Worte zu machen, aber er wußte: in dieser verhaltenen Geste war alles an guten Segenswünschen enthalten. Seine Mutter Jadwiga sagte sich an und kam für einige Tage nach Bonn, um mit Bobik und seinen Freunden zusammen zu sein. Wie immer in ihrer Gegenwart wurde plötzlich alles locker und leicht, und die Probleme, die zunächst unlösbar erschienen, wurden zu Problemchen.

Nach all den Anspannungen der letzten Monate kam eine seltsame Erschlaffung über Bobik. Er fühlte sich müde, unlustig und leer. Dieser Zustand paßte in das Bild einer Depression, wie er es in der Psychiatrie für das Examen gelernt hatte. Er kannte genau die Symptome: Traurigkeit, innere Unruhe, Müdigkeit, verschleierte Zukunftsaussichten, Zweifel an sich selbst. Der ganze Organismus war in die Unlust mit einbezogen. Während Bobik bisher alle Gaben der Erde mit wehevoller Lust verzehrt hatte, waren jetzt seine Geschmacksnerven wie mit einer Samtschicht überzogen. Die Farben der Wiesen, Felder und Gärten waren verblaßt, und Menschen und Tiere, denen er in Liebe zugetan war, interessierten ihn nicht mehr. Er glaubte, wie durch die Einwirkung eines Zauberers ein alter Mann, ein Greis geworden zu sein – er stellte sich wenigstens vor, daß einem Greis so zumute sein müßte.

Jadwiga war ratlos; wie sollte sie ihn aufheitern? Sie gingen, Jadwiga, Bobik und Boisie, in den Botanischen Garten in Poppelsdorf und in die Wälder am Venusberg. Bobik trottete lustlos neben ihnen her. „Stell dir vor, Mami, fünfundzwanzig Jahre bin ich alt, ein

Alter, das die meisten Tiere gar nicht erreichen, und was habe ich in dieser Zeit geschafft? Mich fünfundzwanzig Jahre auf etwas vorbe-reitet! Zwölf Jahre der Schule, die ich wie ein Gefängnis gehaßt habe; zu den meisten Lehrern hatte ich kein Verhältnis, ebensowenig wie sie eines zu mir oder zu den anderen Schülern hatten. Der Lehrstoff wurde so ohne jede Beteiligung der Persönlichkeit des Lehrenden vorgetragen, daß er nie in mein Herz eindrang, vielleicht kitzelte er an den Windungen des Gehirns. Wenn ich überhaupt etwas gelernt habe, so war es, wenn ich eure Gespräche zu Hause belauscht habe, deine und Saschas, Onkel Iwans, Andrei Bjelyis, und alles, was ich auf den Reisen erlebte, das wurde mir zum geistigen Eigentum. Im Krieg und nach der Revolution habe ich die Schule meist geschwänzt, ich nehme an, daß es dir nicht verborgen geblieben ist, ich konnte mich nicht überwinden hinzugehen. Es hat es offenbar auch niemand bemerkt, daran kannst du schon ermessen, wieviel Interesse sie an ihren Schülern hatten. Ich habe diese Zeit benützt, um in Moskau jede Straße, jede Kirche und jedes Kloster oder Palais kennenzulernen; ich habe mit den Kutschern, den Marktfrauen und den Dworniki, den Hausmeistern, gesprochen, und ich bin, wenn mir das Flanieren zu langweilig wurde, in die Bibliotheken gegangen und habe gelesen. Ich habe alles gelesen: alles, was bei uns und bei Onkel Iwan in den Bibliotheken stand, und alles, was du und Babuschka euch aus Buchhandlungen oder aus dem Ausland beschafft hattet. Ich las, wenn ihr den Mittagsschlaf hielten, und ich war mit den Büchern eher fertig als ihr.

Weißt du noch, wie Tante Nadenka Urussowa, als ich zehn Jahre alt war, mich beim Lesen eines Romans von Paul de Cocq erwischt hat, und wie empört sie war. Ich begriff gar nicht, warum sie sich so aufregte. Obwohl du nicht wußtest, daß ich das Buch der Babuschka stibitzt hatte, hast du mich tapfer verteidigt. Ich war dir dankbar dafür. Nichts von alledem hat mir geschadet. Was mir nicht gemäß war, das habe ich nicht verstanden, und nachher, als ich begann, mich für sexuelle Fragen zu interessieren, da suchte ich mir die entsprechende Literatur. Du sahst es, und du sagtest nichts dazu, dafür danke ich dir.“

Boisie hörte dem Monolog schweigend zu. Er war es nicht gewohnt, seine Meinung zu äußern, er zog es vor, sich nicht in die Unterhaltung einzumischen, und es wurde einem nie ganz klar, ob er mit dem anderen übereinstimmte oder seine Gedanken für sich behielt. Er kannte seine eigenen Grenzen; seine Sensibilität und leichte Verwundbarkeit verboten es ihm, sich zu weit hervorzuwagen. Bobik

in seinem Ungestüm und Erlebnisdrang hatte den Eindruck, daß er zufolge seiner Zurückhaltung nur ganz wenige Erlebnisse bis zu seiner Seele vordringen lasse. Er war wie ein verschreckter junger Hund, der es nicht wagt, sich allzuweit von seiner schützenden Hütte zu entfernen. Bobik liebte den Freund, gerade weil er ein so starkes Gefühl für Maß und Zurückhaltung hatte, die ihm, aus dem das Chaos oft herausbrach, fehlten. Sein Vetter und Freund Aljoscha Galitzin hatte über die gleichen Eigenschaften verfügt, er und Boisie wirkten wohlthuend dämpfend auf Bobiks überschießende Impulse.

„Du bist ungerecht gegen die Schule und gegen die Lehrer. Du hattest sehr gute Lehrer, die dir rechte Freunde waren, und vielleicht haben sie dich besser verstanden, als du glaubst; vielleicht haben sie sogar deine Schulschwänzereien geduldet, weil sie dich nicht für einen Faulpelz und Taugenichts hielten, sondern dir vertrauten, daß du nichts Böses unternimmst. Ich hatte einmal ein solches Gespräch mit deinem Lehrer Jerschow.“ – Bobik wurde nachdenklich. Sollte er seine Lehrer unterschätzt haben, wie man so oft Menschen – seine eigenen Eltern und Verwandten, Lehrer, Vorgesetzte unterschätzt? – „Aber du mußt mir zum Beispiel zugeben, Mami, daß ich die Sprachen nicht in der Schule gelernt habe. Polnisch lernte ich, weil ich dich mit der Babuschka habe sprechen hören; englisch lernte ich bei meinem Lehrer, Mister Wood, den ich sehr liebte; französisch sprachen alle bei uns, und ich mußte ja mit der französischen Gouvernante französisch sprechen, weil die dumme Person kein Russisch verstand. Und wie es mit meinem Deutsch stand, trotz der deutschen Lehrerin, die wir ›Trampelpferd‹ nannten, das weißt du ja selbst; als ich hierherkam, verstand mich niemand, und ich konnte kein Wort verstehen. Nur kann ich natürlich in keiner dieser Sprachen richtig schreiben, weil ich den Grammatikstunden aus dem Weg gegangen bin.“ – „Bobik, hör auf mit den Übertreibungen. Ich weiß genau, daß du auch schreiben und lesen kannst, und irgendwo mußt du es auch gelernt haben. Du kannst nicht behaupten, die zwölf Jahre Schule seien nichts wert gewesen. Der Eigensinn und die Negation sprechen jetzt aus dir. Du stehst in einer Krise, es ist wie ein ›Stirb und Werde‹, von dem Goethe spricht. Nun, an der Schwelle zu einem neuen Lebensabschnitt muß manches in dir absterben, abgestoßen werden, um dem Neuen Platz zu machen. Deine ganze negative Phase ist nur ein sichtbarer Ausdruck davon. Es sind die Verwesungsgifte der abgestoßenen Dinge in dir, die dich vergiften. Stoß sie ab und häute dich, wie es die Schlangen tun, aber tu es ohne Bitternis und Ressentiment.

Nichts in deinem Leben ist umsonst, ob Schule oder Schwänzen, ob verbotene Literatur: all das ist durch dich hindurchgegangen und hat seine Spuren in dir hinterlassen. Kein Erlebnis war umsonst. Du hast allen Grund, fröhlich und dankbar zu sein, denn du bist durch alle Fährnisse hindurch gut geführt und behütet worden, und nun rüste dich auf deinen Beruf, den du dir selbst gewählt hast.“ – „Weißt du aber, Mami, daß ich Angst davor habe. Gewiß, ich habe eine Menge gelernt, und ich habe hohe Ideale. Ich möchte dem Heiligen Pantaleimon, dem Schutzpatron der Ärzte, den Heiligen Kosmas und Damian und dem Heiligen Julian dem Gastfreien, der einen Leprakranken in sein Bett aufnahm und ihn mit seinem Körper wärmte, nachzueifern. Aber werde ich auch die rechte Liebe, Geduld, Geschicklichkeit und auch das rechte Wissen haben?“ – „Du hattest keine Angst, neuen Menschen zu begegnen, und es handelt sich doch um nichts anderes bei der Begegnung mit den Patienten!“ – „O doch, ich habe Angst, neuen Menschen zu begegnen; ich habe vor jeder neuen Begegnung Angst. Erst wenn ich spüre, daß ein Funke von mir zum anderen überspringt, dann verschwindet die Angst; aber wenn nichts überspringt, dann geschieht auch nichts, und eine Begegnung findet nicht statt. Ich beneide die Menschen, die sofort losplappern können und keine Hemmungen haben.“ – „Das ist nicht wahr, Bobik, du beneidest sie nicht, du findest sie garstig, und ich finde das auch. Ich gebe dir ein Rezept, das du allerdings selbst kennst. Wenn du Menschen oder Patienten begegnest, dann sei immer du selbst und versuche nicht, etwas darzustellen, was du nicht bist. Wenn du meinst, du könntest die Menschen mit deinem Wissen, mit deinem Verstand registrieren und analysieren, dann bist du auf dem Holzweg. Deine Kenntnisse werden dir schon von Nutzen sein, aber erst wenn sie aus deiner ganzen Person kommen. Alles, was wir in diesem Leben lernen und erfahren, ist gewiß sehr wichtig; aber es gibt jenseits dieses Erfahrens ein Urwissen in uns. Ob sich darin die verschiedenen Reincarnationen, die wir durchmachten, kundtun, oder ob es einfach das Erinnerungsvermögen von Generationen ist – unserer Gene, die wir von unseren Urvätern geerbt haben –, das zu wissen ist nicht von Wichtigkeit; diese ungezählten Erinnerungen sind in uns vorhanden, sie sind eine Art von Instinkt. Der gesunde Menschenverstand beruht auf Intuition, und plötzliche Assoziationen, Einfälle und Inspirationen sind oft wichtiger als alles logisch Gedachte.

Du erinnerst dich wohl an den Armenier Gurdieff, du konntest ihn nicht leiden; er ist aber ein großartiger Kerl, ein Weiser und ein

Scharlatan zugleich. Du ärgertest dich, daß er in Berlin ein Massageinstitut eröffnete. Die Leute lagen auf den Matten, und er stieg mit nackten Füßen auf ihre Bäuche und behandelte sie auf diese Weise. Er war ein schwerer Kerl, er verletzte aber niemanden, solch ein feines Gefühl hatte er in seinen Füßen. Er konnte sehr laut und sehr grob sein, aber ich habe gesehen, wie er auf der Straße Hunde oder Katzen ansprach. Ganz leise sprach er mit ihnen, und sie kamen ohne alle Scheu zu ihm. Es war für mich ein wunderbares Erlebnis, wie er ihnen etwas erzählte und sie streichelte und wie die Tiere fasziniert waren. Stellte man ihm nun irgendeine Frage, so konnte er dir alles ausführlich erklären. Und wenn man ihn dann erstaunt fragte, woher er denn das alles wisse, so sagte er verschmitzt: ›Das hat mir meine Großmutter erzählt.‹ Aber natürlich war es keineswegs seine Großmutter; es war ein uraltes Wissen in ihm. Wenn du ihn ansahst mit seinem schwarzen gewellten Bart: sah er nicht aus wie die assyrischen, babylonischen und chaldäischen Könige, die uns in den Reliefs ihrer Burgen und Tempel entgegentreten? Diese Könige und Priester sprachen aus ihm. Es war gespeichertes Wissen aus vielen Jahrtausenden. Und das hat jeder von uns, mehr oder weniger, man muß nur auf die Stimme dieses Urgedächtnisses hören und ihr die Pforte auftun.

Du erinnerst dich an unsere Njana, wie sie Heilpflanzen suchte, wie sie wußte, zu welcher Zeit man welche Pflanze pflücken muß und an welchen Stellen sie am besten gedeihen. Wie sie sie zubereitete, sie trocknete oder Auszüge daraus machte, und wie sie genau wußte, bei welcher Krankheit man welche Kräuter anwenden muß. Dabei konnte sie weder lesen noch schreiben. Gewiß weißt du noch, mit welchem Staunen Doktor Sorokin und Doktor Schumanow sie beobachteten, wie sie sie befragten und immer erstaunt waren, daß sie die richtige Diagnose stellte und wie unfehlbar ihr Urteil war; daß sie wußte, ob einer an einer Krankheit sterben würde oder sie überleben. Sicher sagte sie, sie habe dies Wissen von ihrer Mutter und Großmutter. In Wirklichkeit hat sie diese Gaben aus Urzeiten der Menschheit übernommen. Wenn du in dieser Weise deinen Kranken begegnest, auch wenn du das Rüstzeug des erlernten Wissens hinzunimmst, dann bist du mit deinem Sein angeschlossen an die Ahnen bis zur Wiege der Menschheit und darüber hinaus bis zu den Tieren, die unsere Brüder sind, und dann fallen alle Zweifel und Unsicherheiten von dir ab.“ – Bobik drückte Jadwigas Hand. „Ich danke dir, jetzt ist mir, als ob die Schleier der Niedergeschlagenheit von mir abgefallen wären, und ich werde mich würdig auf das Neue vorbereiten.“

## KASERNEN DES LEIDENS

Bobik meldete sich in der Chirurgischen Universitätsklinik, in der er nun drei Monate als Medizinalpraktikant für fünfzig Mark und freies Essen arbeiten sollte. Professor Garré empfing ihn freundlich und klopfte ihm ermutigend auf die Schulter: „Haben Sie keine Angst, ich weiß noch wie heute, wie ich vor fünfunddreißig Jahren anfang. Ich hatte fürchterliche Angst, und ich machte zuerst alles falsch, und je strenger man mich verwies, um so unsicherer wurde ich. Es fiel mir alles aus der Hand, und ich war ungeschickt im Anlegen von Verbänden. Schließlich war ich so weit, daß ich den Beruf an den Nagel hängen wollte. Da sah ein älterer Kollege meine Not und meine Ungeschicklichkeit und fragte mich, warum mir dergleichen passiere. Ich meinte, ich sei wahrscheinlich für diesen Beruf nicht geeignet. – ›Welch ein Unsinn! Sie werden bestimmt ein guter Arzt, Sie denken nur zu viel an sich selbst, immer fragen Sie sich, ob Sie dies oder jenes richtig machen; dabei vergessen Sie den Patienten und ihre Aufgabe. Halten Sie sich vor Augen: der Patient ist hier das Wichtigste, nicht wir, nicht der Chef, nicht der Betrieb, einzig und allein der Patient. Und wenn Sie anfangen, mehr an ihn als an sich selbst zu denken, dann fallen alle diese Ungeschicklichkeiten von Ihnen ab.‹ Dieses Gespräch bewirkte in mir eine Umkehr. Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf den Kranken, und von da an ging alles besser. Lassen Sie sich nicht beeindrucken von ungeduldigen Kollegen, die bei der Operation heftig werden, auch nicht von älteren Krankenschwestern, die Sie beherrschen wollen.“ – „Aber ich habe noch nie gesehen, daß Sie ungeduldig oder heftig wurden, Herr Professor!“ – Garré lächelte. „Das ist etwas ganz anderes, ich bin über sechzig und habe eine große Erfahrung, aber die Jüngeren stehen in größerer Spannung, sie sind noch nicht so sicher, und vielleicht haben sie es noch nicht gelernt, sich zu beherrschen. Das wird noch kommen.“

Er rief den Oberarzt, Dr. Brunner, einen Schweizer, den Bobik schon aus den Operations- und Verbandskursen kannte. Der schöne, schlanke, dunkelhaarige Mann erschien und begrüßte Bobik freundlich. Er hielt Bobiks Hand lange in seiner schmalen festen Hand. Dann führte er ihn auf die Station.

Das Krankenhaus stammte aus der spätklassizistischen Zeit. Die Gebäude waren aus rotem Ziegelstein gebaut und sahen aus wie alle amtlichen Gebäude dieser Zeit, ob es Gymnasien oder Gerichtsämter, Turnhallen, Marställe oder Kasernen waren. – Man ging über lange Korridore. Einer der Korridore hieß spaßeshalber die „Friedrichstraße“. Im ersten Stock betraten sie einen großen hellen schmucklosen Saal, in dem in zwei Reihen mehr als zwanzig Betten standen. Aus jedem Bett schaute ein neugieriges Gesicht Bobik an. Eine ältere, hagere, knochige Krankenschwester drehte sich nach den Eintretenden um. Noch im Drehen rief sie: „Hinaus, es ist jetzt keine Besuchszeit!“ – Da gewahrte sie den Oberarzt und verstummte. Er stellte ihr Bobik vor. „Schwester Helene, das ist Doktor W. L., der bei uns als Medizinalpraktikant arbeiten wird. Wollen Sie ihm bitte sein Arbeitszimmer zeigen und ihm die Krankenpapiere aushändigen.“ – Er verabschiedete sich von Bobik und wünschte ihm viel Erfolg. In seiner Stimme klang leiser Spott mit.

Die Oberschwester ging voraus, stieß eine Tür auf und betrat ein kleines Zimmer. Sie stellte sich mit verschränkten Armen vor Bobik und sah ihn herausfordernd an. „Sie sind Russe, also bei uns herrscht Ordnung und Pünktlichkeit, und ich dulde auf meiner Station keine Extravaganzen. Die Patienten haben zu parieren! Übrigens kennen wir uns, wir haben bereits ein Hühnchen miteinander gerupft! Wissen Sie noch? Ich habe Sie ausgeschimpft, als Sie einen Kameraden besuchten. Sie setzten sich auf seine Bettkante. So etwas dulde ich nicht. Sie wissen doch, warum ich mit Ihnen geschimpft habe?!“ – „Ja“, sagte Bobik leise, „weil Sie dachten, ich würde es nicht verstehen, wenn Sie es mir freundlich sagen würden. Freundlichkeit braucht auch mehr Zeit.“ – Er schwieg. Eine solche Antwort hatte sie nicht erwartet und wurde verlegen. – „Nun, vergessen wir das, deshalb keine Feindschaft. Hier liegen die Krankenblätter, studieren Sie sie, in einer Stunde ist Visite, dann werden Sie die Patienten kennenlernen.“ Er reichte ihr die Hand. Ihre Hand war schwielig und knochig, aber der Druck war gut.

Nach der Visite nahm er sich vor, die einzelnen Patienten persönlich kennenzulernen. Auf der Station herrschte hektische Unruhe. Technische Assistentinnen schwirrten mit Gerätekästchen umher und stachen die Venen oder die Fingerkuppen an, um Blut zu entnehmen. Junge hübsche Schwestern verteilten Pillen oder Tropfen in winzigen Gläsern. Temperaturen und Pulse wurden gemessen und auf der Tabelle am Kopf des Bettes eingetragen. Manche Patienten wurden

zu einer Operation oder zum Verbandswechsel abgeholt. – Die Oberschwester war überall, sie erteilte Befehle wie ein kaiserlicher Unteroffizier, sie rügte vor den Patienten die jungen Schwestern und herrschte die Patienten an, die es wagten, einen außerplanmäßigen Wunsch zu äußern. Ein Patient las einen Brief, als sie hinzukam, um sein Bett zurechtzumachen. „Wenn Sie jetzt keine Zeit haben, ich habe nachher keine Zeit, also los, legen Sie sich auf die Seite!“ – Bobik war von dem Ton, der von ihr ausging und der eine gereizte Atmosphäre verbreitete, entsetzt. Wo war er nur hingeraten? Das sollte eine Anstalt zur Behandlung und zur Heilung von Kranken sein? Wußte sein verehrter Professor davon? Die Assistenten schienen diesen Ton gewohnt zu sein, und manche hatten sich ihn auch angeeignet.

Wie er es von der Klinik des Professors Siebeck gewohnt war, wollte er die Kranken nach ihrem Leben, ihren familiären Verhältnissen, ihrer Arbeit befragen, um Aufschluß über ihre Person zu bekommen. Die Menschen freuten sich, daß sie mit dem jungen Arzt ausgiebig sprechen konnten, und baten ihn, er möge wiederkommen. Auf diese Weise gelang es ihm aber nur, vier Patienten an einem Vormittag zu untersuchen und zu befragen und das Krankenblatt auszufüllen. Im Laufe der Tage merkte er, daß er mit der Arbeit nicht fertig wurde, er mußte auch Verbände wechseln und die Kranken zur Operation vorbereiten, er mußte Laboruntersuchungen machen und mit den Verwandten sprechen. Die Arbeit wuchs ihm über den Kopf. Eines Tages beobachtete ihn der Assistent und fragte ihn, was er denn so lange mit den Patienten zu tun habe. Er erklärte ihm, daß er mit der Anamnese, der Befragung beschäftigt sei. – „Warum dauert das aber so lange? Sie wissen doch, worüber der Patient klagt, Sie wissen auch, wo das möglicherweise erkrankte Organ liegt; dann tasten Sie ihn ab, untersuchen ihn, und schließlich werden Sie wissen, um was es sich handelt. Es ist doch immer dasselbe: Magengeschwüre, Magendurchbruch, Zwölffingerdarmgeschwüre, Gallenblase, Blinddarm, Ileus, Nieren- oder Blasensteine. Ich glaube nicht, daß Ihre ausgiebige Befragung die Diagnose erleichtert. Sie vergeuden nur Ihre Zeit.“ – Bobik antwortete nicht. Bei diesem Betrieb war eine solche Befragung allerdings eine Zeitvergeudung. Er aber hatte erfahren, daß, wenn der Kranke sich dem Arzt aufschloß und sich verstanden fühlte, die Angst vor der Operation geringer wurde.

Er hatte sich nun in seinem Zimmer etabliert. Er holte sich nach alter russischer Sitte einen emaillierten Teekessel, eine kleine Teekanne,

einige Tassen und Teller und machte nachmittags eine kleine Teepause. Eines Tages lud er die Oberschwester ein. Sie sah den hübsch gedeckten Tisch und einige Kuchen, sogleich wollte sie loslegen. Bobik kam ihr aber zuvor: „Setzen Sie sich und ruhen Sie sich einige Minuten aus, wir können beim Tee unsere Pläne besprechen. Sie kommen ja nie zur Ruhe, das ist nicht gut, man wird frühzeitig alt und verhärtet.“ – Sie sah ihn mißtrauisch an. „Wollen Sie mich bestechen?“ – Bobik lachte. „Sie sind doch unbestechlich. Und welchen Vorteil sollte ich von Ihnen haben wollen? Wir ziehen ja am gleichen Strang.“ – Er goß ihr Tee ein und legte ihr einen Kuchen auf. Sie genoß Tee und Kuchen, und Bobik fragte sie nach ihrer Heimat und ihrer Jugend. Sie stammte aus Pomerellen vom Dorf, und beim Erzählen blühte sie plötzlich auf, ihre Stimme wurde sanfter und ihre eckigen Bewegungen wurden ruhiger. – Plötzlich besann sie sich, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehren müsse, und raffte sich auf. Bobik lud sie für den nächsten Tag ein, sie zierte sich, sie wollte grob werden, ob er denn meine, sie hätte nichts anderes zu tun, als Tee zu trinken; aber mitten im Satz fing sie sich und dankte ihm für das Gespräch. Sie kam jeden Tag pünktlich zu der Verabredung. Bobik gelang es immer, das Gespräch auf ihre Person zu lenken, er wußte, daß sie tief einsam war, verhärtet in ihrer Pflichterfüllung und im Glauben an ihre Unerstzlichkeit, daß sie allein die Ordnung und den Dienst auf der Station aufrechtzuerhalten vermöge. – „Die heutigen Schwestern taugen nichts, sie sind oberflächlich und leichtsinnig, und wenn man nicht aufpaßt, verwechseln sie die Medizin oder sterilisieren die Spritzen nicht. Man muß wie ein Schießhund hinter ihnen her sein.“ – „Sie haben mir erzählt, daß Ihre Mutter, die eine gute und fürsorgliche Frau war, an Ihnen immerzu herumnörgelte und Ihnen damit jedes Selbstvertrauen nahm. Sie fanden, daß ihr Verhalten nicht richtig war und daß viele Ihrer persönlichen Schwierigkeiten davon herühren. Als Oberschwester sind Sie der Chef und gleichsam die Mutter der Station. Wenn Sie den jungen Krankenschwestern kein Vertrauen schenken, dann verhalten Sie sich ihnen gegenüber genauso, wie Ihre Mutter sich zu Ihnen verhielt. Sie nehmen ihnen das Selbstvertrauen, und dann sehen diese in Ihnen nicht die mütterliche Freundin, sondern nur die Vorgesetzte, und doch brauchen sie eine freundliche Führung. Sie haben ja auch ihre persönlichen Probleme und wären glücklich, wenn sie sich Ihnen anvertrauen könnten.“ – Sie schaute auf ihre Uhr und stand hastig auf. „Um Gottes Willen, ich verquatsche die Zeit mit Ihnen. Sie sind ein richtiger Anarchist, Sie

wollen in alte geheiligte Ordnungen einbrechen. Es muß einen geben, der befiehlt, und einen, der gehorcht.“ – „Und es könnte einmal so werden, daß keiner befiehlt und keiner gehorcht, sondern daß jeder im Bewußtsein seiner Verantwortung für den anderen da ist.“

Allmählich veränderte sie sich, man hörte sie nicht mehr so oft poltern und schimpfen. Bobik beobachtete, wie sie in einem Vorzimmer einer jungen Schwester sehr freundlich etwas erklärte. Die Schwester wurde rot, als sie merkte, daß Bobik sie beobachtete. Als sie ihn im Gang traf, kniff sie bedeutungsvoll ein Auge zu. „Selbst ein Drache wird mild, wenn er verliebt ist“, murmelte sie und winkte anzüglich zur Vorzimmertür. Bobik lachte verlegen.

Eines Tages standen Blumen auf dem kleinen Tisch, an dem die Oberschwester arbeitete. Sie kam, sah sie und schob die Vase unwirsch von sich. „Was soll der Blödsinn, das ist hier eine Klinik und kein Blumenladen!“ – „Heute ist der Tag der Heiligen Helena, und da dachten wir, wir wollten Sie für all die Arbeit, die Sie an uns haben, erfreuen. Sie wissen doch sicher, daß wir Sie insgeheim den ›Feldwebel‹ nennen, nun haben wir beschlossen, Sie ›die Mutter der Station‹ zu nennen.“ – Sie drehte sich um und wischte mit dem Taschentuch im Gesicht herum, dann ging sie von Bett zu Bett und gab jedem Patienten die Hand.

Bobik wurde zu kleinen Operationen herangezogen, das heißt, er durfte die Klammern halten. Eines Tages beordnete der Oberarzt Brunner ihn zur Narkose. Er war sehr erfreut über den Vertrauensbeweis, aber auch sehr aufgeregt, ob er es auch richtig machen werde. Der Patient, ein abgezehrter älterer Mann mit gelblicher Hautfarbe, lag vor dem Operationsraum auf der Bahre. Der zweite Oberarzt kam vorbei, ohne den Patienten zu sehen, in der Hand hatte er eine Pinzette, mit der er spielte; er machte damit ein Geräusch wie mit einer Kastagnette. Im Vorbeigehen berührte er mit der Pinzette fast die Nase des Patienten. Dann verschwand er im Waschraum. Bobik wußte, daß dieser Arzt ein kontaktarmer und verschlossener Mensch war, er hatte keine Freunde, er war kühl und eher ablehnend gegen jedermann. Auf seiner Abteilung herrschte ein seltsam kühler, unpersönlicher Ton. Man hatte das Gefühl, daß seine Patienten reine Objekte der chirurgischen Kunst und keine lebendigen Menschen seien. Auch wenn er nicht anwesend war, war es still auf der Station. Die Patienten unterhielten sich wenig miteinander. Er tat Bobik leid, und noch mehr taten ihm seine Kranken leid, auf die kein Funke von Liebe, Trost oder Verständnis fiel. Er galt als ein ausgezeichneter

Operateur, und der Professor betraute ihn mit besonders kniffligen Operationen. Aber es war in der Klinik allgemein bekannt, daß es später sehr oft Komplikationen gab, Thrombosen oder Embolien oder langanhaltenden Wundeiterungen, die man ihm als Operateur nicht anlasten konnte, denn er galt als besonders gewissenhaft und sorgfältig. Bobik machte sich darüber seine russischen, durchaus unwissenschaftlichen Gedanken, die er hier niemandem anvertrauen durfte, ohne sich lächerlich zu machen. Bei ihm zuhause, im Volksmund, würde man sagen: „er hat keine leichte Hand“, oder „er hat keine gute Ausstrahlung“. Und jeder hätte genau gewußt, daß das stimmte, daß diese inneren, magnetischen Gaben ein Geschenk sind und nicht erlernt werden können, und daß nicht nur menschliche Beziehungen, sondern auch die ärztliche Kunst in der Kühle des Intellekts allein nicht gedeiht.

Bobik blieb bei dem Kranken stehen und sagte einige freundliche Worte zu ihm, daß er sehen werde, nach der Operation sei alles besser, und er werde wieder gesund zu seiner Familie zurückkehren können. Allerdings wußte er, daß der Mann einen Magenkrebs hatte und daß die Operation wahrscheinlich keine Heilung bewirken würde.

Nun waren alle Ärzte im Waschraum versammelt und mußten sich entsprechend den Anordnungen des großen Chirurgen Lister und des Frauenarztes Semmelweis eine Viertelstunde lang die Hände mit Seife und Bürste sorgfältig schrubben. Man besprach den Vorgang der Operation, und der Professor verteilte die Aufgaben an die einzelnen Ärzte. Er warf Bobik einen ermunternden Blick zu. „Ihre erste Narkose? Als Kind quälte ich mich beim Essen mit der Gabel und begriff nicht, wieso die Größeren so spielend damit umgingen.“ – Die ältliche strenge Operationsschwester wachte scharf darüber, daß die jüngeren Assistenzärzte und die Medizinalpraktikanten in der Sorgfalt des Händewaschens nicht nachließen. Das war recht lästig, und Bobik mußte daran denken, daß die Assistenten von Semmelweis sich gegen die „Marotte“ ihres Professors aufgelehnt hatten. Dann reichte die Oberschwester mit großem Zeremoniell jedem den sterilen weißen Kittel, setzte das weiße Häubchen auf den Kopf und band das Mundtuch hinten am Nacken fest. Bobik mußte an die Einkleidung der Priester mit der Casula, der Alba und den anderen heiligen Attributen denken. Fast kam es ihm vor, als ob dieses Ritual von dort entlehnt sei. Im Operationsaal unter der großen Lampe lag der Patient auf dem Operationstisch. Nein, es war nicht der Patient, es war das „Magen Ca“. Vom Patienten sah man nichts als die undeutlichen,

in weißes Linnen gehüllten Umrise. Nur die zu operierende Stelle am Bauch war freigelegt und mit Jod bestrichen. Bobik setzte sich auf einen hohen Schemel am Tischende. Er hob vorsichtig den Tuchzipfel hoch und gewahrte darunter das ausgezehrte Gesicht des Kranken. Er nickte ihm aufmunternd zu und bat ihn zu zählen und mit dem Zählen nicht aufzuhören. Dann stülpte er die Narkosemaske über Nase und Mund und begann, aus der Flasche die Narkoseflüssigkeit tropfenweise auf die Maske zu träufeln. Er bat die Schwester, die neben ihm zur Unterstützung saß, den Puls zu fühlen und gelegentlich den Blutdruck zu messen. Der Patient zählte bis 164, die Zeit schien Bobik still zu stehen. Schließlich fragte der Professor leise: „Trinker?“ – „Gelegentlich, wie alle Bauarbeiter“, sagte Bobik ebenso leise. Schließlich konnte die Operation beginnen. Bobik mußte von Zeit zu Zeit die Narkoseflüssigkeit nachgeben. Er prüfte die Atmung und den Puls. Die große, helle, heiße Lampe summte, ab und zu flog eine Fliege vorbei. Nur der Professor gab mit leiser Stimme Anordnungen: „Klammer, Tupfer, Nadel, ein scharfes Skalpell, Spatel.“ Die Schwester, die am Gerätetisch saß, reichte ihm behend die gewünschten Bestecke. Schließlich war die Geschwulst herausoperiert, und der Professor zeigte sie vor. Nun wurden die aufgeschnittenen Schichten wieder zugenäht. Bobik durfte mit der Narkose aufhören. Er atmete erleichtert auf. Der Patient wurde von zwei Pflegern in den Wachsaal gefahren. Die Ärzte gingen in den Waschraum und entledigten sich der Gewänder. Vorher warf Bobik noch einen forschenden Blick in den Spiegel, er mußte erst suchen, welches der verschleierten Gesichter seines sei. Da sahen ihn aus dem Weiß der Tücher zwei etwas schräg geschnittene Augen, die von kräftigen Augenbrauen überwölbt waren, an. Er mußte lächeln, er erinnerte sich an die verschleierten Schönen in Istanbul oder in Taschkent. – Der Professor dankte seinen Assistenten, und man verabschiedete sich. Bobik besuchte den Operierten, der noch nicht zu sich gekommen war, dann radelte er traurig und erschöpft heim. Das Schicksal des Patienten und seiner Familie ließ ihn nicht los.

## NAMENWECHSEL

Bobik wurde ins Empfangszimmer gerufen. „Ein junger Ausländer verlangt Sie zu sprechen. Er nannte mir zuerst einen Namen, den ich nicht verstanden habe – Tschilitschi oder soetwas Ähnliches. Er wurde böse, als ich nicht gleich schaltete, und meinte, ich müßte ihn doch kennen, den russischen Arzt. Gehen Sie bloß schnell hin, es ist ein aufgeregter junger Mann, wer weiß, was er anstellen wird, wenn er lange warten muß“, sagte die Hilfsschwester. Bobik erhob sich, ordnete die Papiere, die auf dem Tisch unordentlich herumlagen, kämmte sich das Haar und begab sich hinunter. Wer mochte das sein, der nach ihm verlangte? Er erwartete niemanden, und in Bonn hatte er keine gleichaltrigen russischen Freunde.

Er öffnete die Tür zum Empfangsraum. Ehe er jemanden gewahren konnte, wurde er von zwei starken Armen gepackt und wild abgeküßt, es war nicht der übliche russische Christuskuß, links, rechts, links auf die Wangen, es war eine Kaskade von Küssen. Schließlich gelang es Bobik, sich loszureißen und einen Schritt zurückzutreten. Er schaute in ein paar lachende, strahlende blaue Augen. Solche Augen hatte nur sein kaukasischer Gespieler und Verwandter Jurik Lásarew. Nun war die Reihe an Bobik, Jurik zu umarmen und zu küssen. Sie lachten beide vor Freude, sich wiederzusehen.

Die Lasarews, Männer wie Frauen, waren berühmt wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Wenn man in der Gesellschaft jemanden von bezwingender Schönheit traf, fragte man, ob er oder sie ein Lasarew sei. – Die Familie hatte eine seltsame Geschichte. Zur Zeit der großen Katharina gab es in Indien einen Tunichtgut, einen Sohn eines Maharadschas oder Nabobs, der das Fernweh hatte. Immer wieder entwichte er aus dem väterlichen Palais, wurde gesucht und zwangsweise wieder eingegliedert. Aber eines Tages stahl er einen riesigen Diamanten aus dem dritten Auge einer Schivastatue, schlitzte sich am Bauch die Haut auf und verbarg das Juwel in der Tasche zwischen Haut und Muskel. Dann entfloh er, und es gelang ihm, nach erregenden Abenteuern über Kaschmir und Taschkent über den Ural Rußland zu erreichen. In Petersburg verlangte er die Zarin zu sehen. Kniefällig überreichte ihr der ungeratene Jüngling das große Juwel. Die Zarin, von seiner Schönheit fasziniert, machte ihn zu ihrem Ge-

liebten. Sie entschädigte seine Liebesdienste und das kostbare Geschenk mit großen Schenkungen und der Erhebung in den Adelsstand und gab ihm den russischen Namen Lasarew, weil er wie Lazarus vom Tode auferstanden war. Nun war er zwar nicht vom Tode auferstanden, aber er kam aus einem märchenhaften, unbekanntem Land und war vom Heidentum zum Christentum übergetreten, also so gut wie auferstanden. Später wurde er mit einer Bojarentochter verheiratet, und seine Nachkommen zählten zu den vornehmen Geschlechtern Rußlands. Seine Söhne und Enkel hatten von ihm das tapfere und draufgängerische Temperament geerbt. Sie zeichneten sich als hohe Offiziere in den Kriegen aus. Jurik wuchs in der Nähe von Essentuki im Kaukasus auf dem elterlichen Besitz auf. Er war verwegen wie ein Dschigit, ein Bergräuber. Es ging die Sage, daß sein Großvater im Alter von zehn Jahren Ungläubige zum Kampf aufforderte und ihnen mit einem Streich seines scharfen Säbels den Kopf abhieb. Er brachte die Köpfe dann als Trophäen stolz nach Hause. Ob diese Geschichte wahr ist oder nicht, Jurik glaubte fest an sie und hatte nur den einen Wunsch, diesem seinem Großvater nachzueifern. Wenn Bobik auf dem Gut seiner Großmutter in Essentuki war, ritt er oft zu den Lasarews hinüber und spielte mit Jurik oder hörte seinen verwegenen Phantasien zu. Dieser war zwei Jahre jünger als Bobik, aber er sprühte vor Energie und tollen Einfällen. Auf seinem kleinen Araber galoppierte er Bobik voraus, bis er aus der Sicht verschwunden war, dann sprang er plötzlich aus einem Felsversteck auf Bobik los. Er war ein gewandter Kletterer, wie eine Wildkatze stieg er steile Felswände hinauf. Bobik blieb verduzt davor stehen; als Kind des flachen Landes hatte er Scheu vor unzugänglichen Bergen. Jurik lachte ihn aus und ermunterte ihn, ihm nachzuklettern, aber Bobik in seiner Ungeschicklichkeit glitt aus und fiel hinunter. Er beneidete Jurik um seine Schönheit, seine Gewandtheit, die Schnelligkeit seines Geistes und die lebhaftige Phantasie, dank der er aus jeder banalen Geschichte ein atemberaubendes Abenteuer gestalten konnte.

Nun war er hier, in Deutschland, in Bonn. Über dem Russenhemd trug er ein abendländisches Jackett, das seine katzenartigen Bewegungen hemmte. Bobik bedauerte, daß er nicht seine Tscherkesska mit den Patronenbrusttaschen, den silbernen Gürtel, an dem der Kinjal hing, und die weiße Lammfellmütze „Papácha“ anhatte. In der europäischen Kleidung wirkte er deplaziert und fremd. – „Verflucht nochmal, ist das ein Land, dieses gepriesene Europa! Die Ordnung ist ungeheuerlich, aber die Menschen leben nicht – sie *leben* nicht, ver-

stehst du das? Sie hüten ihre Gräber, ihre schönen Häuser und Gärten und Straßen, aber sie haben sich längst zu Leichen und ihre Häuser zu Gräbern gemacht. Sie sind wie von einem Zauberer aufgezogene Puppen. Wie hältst du es bloß hier aus? Ich halte es nicht aus. Ich habe immer Krach mit irgend jemandem, und dann werde ich verhaftet und wieder freigelassen; zweimal haben sie mich schon in eine Irrenanstalt gesperrt, aber immer wieder freigelassen. Das heißt, nicht immer, einmal bin ich durch die eisernen Stäbe hindurchgekrochen. Sie haben mich gar nicht gesucht, ich glaub, sie waren froh, mich losgeworden zu sein.“

Bobik wurde unruhig, er schaute auf seine Uhr. „Jurik, ich habe noch zwei Stunden zu tun, wenn du willst, kannst du hier auf mich warten, sonst geh spazieren, geh an den Rhein. Wir treffen uns im Königshof, dort gibt es gutes Essen.“ – „Essen, ich habe Hunger wie ein Wolf. Mach nur schnell, daß du aus dem Karbolkäfig wieder herauskommst. Weißt du überhaupt, wie ich dich gefunden habe? Im Paris-expreß saß ein junges Ehepaar, und sie sprachen vom Bobik. Es fiel mir ein, daß man dich so nannte. Ich horchte auf. Dann fragte ich in meinem dürftigen Deutsch, ob dieser Bobik ein Russe sei. Sie leuchteten auf – ja, es sei ihr Freund. Sie beschrieben dich, nur du konntest es sein. Sie sagten mir, wo du wohnest. Ich sprang aus dem Zug und lief zur Poppelsdorfer Allee, die schickten mich zu dir in die Klinik. Manchmal ist die Welt sehr klein. Nun geh und schneide deinen Patienten die Bäuche auf, aber vergiß nicht die Scheren drin.“ – Endlich ging er. Bobik war von der unerwarteten Begegnung so aufgewühlt, daß er seine Arbeit nur automatisch machte, er hörte nicht recht, was man ihm sagte, und gab falsche Antworten.

Bonn war eine kleine, etwas verschlafene Stadt. Ihre beste Einrichtung war die Nachrichtentrommel. Jeder kannte jeden, und es gab Schwerpunkte des gesellschaftlichen Klatsches, einer davon war die Schwester des Kaisers, Prinzessin Viktoria zu Schaumburg Lippe, die andere war die Gräfin Gisi Pappenheim, die dritte die Sängerin Tiny Debuser und der vierte war Bobik. War es nun klug, den auffallenden, exotischen Vogel Jurik ausgerechnet in das gediegenste und vornehmste Hotel am Platz einzuladen? Im Moment war Bobik kein anderes Lokal eingefallen. Mit Herzbeklemmung begab er sich in den Königshof. Der livrierte Boy grinste, als er Bobik begrüßte. „Ihr Herr Vetter ist bereits seit einer halben Stunde da und wartet auf Sie!“ – Jurik saß in der Halle, er hatte nach amerikanischer Weise sich behäbig in einen Klubsessel und die Füße auf einen niedrigen

Rauchtisch gelegt. – „Das hat er aber im Kaukasus nicht gelernt“, dachte Bobik mit Entrüstung. Jurik sprang auf und umarmte und küßte Bobik wieder. Alle Augen waren auf das ungewöhnliche Paar gerichtet. Die Gespräche hörten auf, man konnte eine Fliege vorbeifliegen hören.

Jurik studierte eingehend die Speisekarte und ließ sich von Bobik die Gerichte beschreiben. Er wählte die Lieblingsspeise der Georgier, Schaschlik. Er freute sich und gestikulierte lebhaft. Als der Kellner den Schaschlik brachte, entrang sich Jurik ein Entsetzensschrei. Er ergriff mit dramatischer Pose das Stäbchen, auf dem die Fleischstückchen aufgereiht waren, hielt es hoch und musterte es verzweifelt. Der Kellner stand ratlos vor ihm. „Garçon, ist das ein Schaschlik? Mein Gott, Sie wissen nicht, was ein Schaschlik ist! Es sind Riesenstücke vom Hammel, und ganze Zwiebeln, und Nieren und große Speckstücke. Etwas für einen Mann; das hier ist etwas für ein Siebenmonatsbaby. Werden Ihre Männer damit satt? O, wir nicht! Bringen Sie mir ein kleines rotiertes Lamm, und wenn Sie es nicht können, dann bringen Sie mir zehn solcher Stäbchen.“ Die Gäste hatten aufgehört zu essen, ihre Aufmerksamkeit war voll auf Jurik gerichtet. Er steckte das Schaschlikstäbchen bis zum Rachen in den Mund, zog es mit den Zähnen ab und kaute es genüsslich. Dazu trank er den Wodka in einem Zug aus und verlangte gleich fünf neue Wodkas. Der Kellner erschien und brachte einen Teller, auf dem sich Schaschlikstäbchen häuften. Er trug sie, langsam schreitend und mit theatralischer Würde. Die Gäste lachten und Jurik merkte erst jetzt, daß ihre Aufmerksamkeit ihm galt. Das störte ihn nicht. Er sprang auf, nahm dem Kellner den Teller ab und umarmte ihn. „Die kleinen Kinderschaschliks sind exzellent, herrlich, nur mikroskopisch klein. Hier in Europa ist alles mikroskopisch klein!“

Der Kellner war sehr geniert und wußte nicht, ob er würdigen Abstand halten oder mitmachen sollte. Jurik verhielt sich so, als ob er ganz allein in dem vornehmen Restaurant wäre. Bobik versuchte, seine egozentrische Expansion zu dämpfen. – „Du bist bereits ein konformistischer kleiner Bürger geworden. Ich lasse mich nicht von diesem elenden uniformierten Europa unterkriegen.“ – „Du sprichst und benimmst dich wie ein Anarchist!“ – „Nein, ich bin kein Anarchist, aber ich bin Individualist, und das hoffe ich bis zu meinem Lebensende zu bleiben.“ – Er ließ sich Wodka im Wasserglas servieren. Dazwischen sang er mit seiner schönen Baritonstimme Bruchstücke russischer Lieder . . . „Jamschík, nie goní loschadéi“ . . . Es

war Bobik unmöglich, ihn zum Schweigen zu bringen. Das Restaurant verwandelte sich in einen Zuschauerraum. Die Gäste hörten auf zu essen und sich zu unterhalten, sie warteten auf neue Kundgebungen des exotischen jungen Menschen. Irgendein Gast beorderte den Kellner, Jurik einen Kelch Sekt zu servieren. Jurik erhob sich und dankte, indem er die Arme weit ausbreitete, sich verbeugte und den Kelch in einem Zug austrank. Sein Charme war bezwingend, aber diese Schaustellung war Bobik ungemein peinlich. Er beschloß zu zahlen und bat um die Rechnung. Zu seinem Entsetzen betrug sie ein Viertel seines kargen Monatseinkommens. Endlich gelang es Bobik, Jurik zum Verlassen des Lokals zu bewegen. Er stand etwas unsicher auf den Füßen und verbeugte sich mit der Geste eines berühmten Tenors vor dem Publikum. Die Gäste nickten belustigt.

Schließlich wollte Bobik wissen, wo Jurik lebe, was er mache und was seine Pläne seien. Dieser gab ihm nur undeutliche Antworten, die Welt sei sein Zuhause, und er lebe wie die Vögel in der Luft und die Lilien auf dem Felde; das Leben sei herrlich und schön, und er liebe das Leben. Dann aber holte er seinen Hut, der ihm schief auf dem Kopf saß, nestelte lange an seinem Innenfutter und holte ein gefaltetes Stückchen Papier hervor, das wie ein in der Apotheke verpacktes Pulver aussah, er reichte es Bobik. „Das Tor zum Paradies – Kokain.“ – Bobik entsetzte sich. „Nimmst du das Zeug?“ – „Warum nicht, natürlich nehme ich es, obwohl ich es gar nicht brauche, ich bin vergnügt und heiter. Ich lebe gelegentlich davon, ich verkaufe es. Meine Geschäfte führen mich von Paris nach Berlin, von Köln nach Istantbul und nach Teheran.“ – „Du kommst aber doch mit den Gesetzen in Konflikt!“ – „Bah! Was sind schon Gesetze. Es gibt Menschen, die mit Hilfe dieses Stoffes glücklich werden, die es nicht vermögen, aus sich allein glücklich zu sein; sollen sie – sie können ohne das nicht leben, und ich lebe davon, daß ich es ihnen besorge. Das ist meine Moral!“ – Bobik wollte sich entrüsten, aber Juriks Argumente wurden mit solcher Naivität vorgebracht, daß er merkte, daß keine Einwände ihn hätten überzeugen können. – „Wo bist du abgestiegen?“ – „Nirgendwo, ich wußte doch gar nicht, ob du es seist und ob ich dich antreffen würde. Ich habe meinen Koffer auf dem Bahnhof gelassen. Darf ich bei dir übernachten? Aber ich kann ebensogut auf einer Bank im Park schlafen. Auf unserer Flucht von Rußland habe ich wochenlang irgendwo im Gebüsch oder im Heu genächtigt, das ist für mich ganz unwesentlich. Morgen fahre ich weiter.“ – Bobik atmete erleichtert auf.

In Baronin Didi Loës Haus brannte noch Licht. Bobiks Pflegeschwester Lia kam die Treppe herunter, um Bobik eine Nachricht zu übermitteln. Sie blieb fasziniert vor Jurik stehen. Als er hörte, daß sie russisch sprach, umarmte er sie und küßte sie auf russische Art. Sie bat die beiden jungen Männer, zur Baronin hinaufzukommen. Mit der Geste eines Minneritters kniete Jurik vor dieser nieder, legte seine rechte Hand ans Herz und verbeugte sich tief. Diese ungewöhnliche Geste des schönen Jünglings rührte Baronin Didi. Sie lud ihn zu einem Glas Wein ein. Sie sprachen in drei Sprachen, französisch, englisch mit Fetzen von russisch, das die Baronin nur mangelhaft verstand, und deutsch, dessen Jurik nicht mächtig war. Bobik verfolgte mit ängstlicher Spannung das Gespräch. Was würde geschehen, wenn er seinen Handel mit Kokain oder seine höchst unkonformistischen Lebensanschauungen erwähnen würde? Aber nichts dergleichen geschah. Er wandte sich an Bobik: „Wieso heißt du noch immer Bobik, das ist doch ein Kindername, dem bist du doch schon längst entwachsen, oder willst du bis in dein hohes Alter als Bobik herumlaufen?“ – Die Baronin lächelte zustimmend. – „Weißt du, ich habe den Zeitpunkt verpaßt, den Namen zu wechseln. Alle nannten mich weiter Bobik, und ich habe mich selbst daran gewöhnt, so daß ich es ganz selbstverständlich fand.“ – „Du hättest längst Wolódja oder Wladímir heißen sollen. Also, von nun an bist du Wolodja, wir taufen dich auf diesen Namen!“ – Er sprang auf und goß Bobik seinen Wein über den Kopf, es geschah so plötzlich, daß Bobik dem nicht ausweichen konnte. Ärgerlich wischte er sich die Flüssigkeit aus den Haaren, den Augen und dem Gesicht. Die Baronin sah erst erschrocken aus, dann mußte sie lachen, und schließlich lachten sie alle. Um weitere plötzliche Einfälle zu verhindern, schlug Wolodja vor, man möge schlafen gehen.

Es war eine Prozedur, Jurik am nächsten Morgen wach zu kriegen. Alles Rütteln nützte nichts, schließlich nahm Bobik einen nassen Schwamm und wischte damit in Juriks Gesicht herum. Da sprang er wie von der Tarantel gestochen auf. Er wollte böse werden, dann lachte er aber. Nach dem Frühstück brachte Bobik seinen Gast persönlich zum Bahnhof, er wollte sich überzeugen, daß er auch wirklich abfuhr. Dann ging er erleichtert in die Klinik.

## REFORMATION SCHEITERT AN TRADITION

„Wolodja“ – eigentlich redete er sich schon seit vielen Jahren mit diesem ihm zustehenden Namen an. Zuhause gab es bei fast allen Namen eine wohlausgewogene Abstufung. Bobik oder Wowa oder Wowik war der Kindesname für Wladimir; wenn man in die Jahre kam, wurde der Rufname in Wolodja umgewandelt, das geschah etwa zwischen sechs und zehn Jahren. Unter Freunden behielt man diesen Namen dann fürs ganze Leben, für die anderen, entfernteren Bekannten war man dann Wladimir. Ab siebzehn oder achtzehn wurde man für die Fremden Wladimir Aleksandrowitsch, der zweite Name bezeichnete den Namen des Vaters. Die Anrede „Herr“ existierte faktisch nicht, mit der Anrede „Euer Gnaden“ oder „Durchlaucht“ ging man sehr sparsam um, eigentlich benutzten sie nur Leute mit subalternem Charakter. Das Gesinde nannte den Herrn „Barin“ und Bobik „Barschtúk“, das so viel wie „kleiner Herr“ hieß. Da man niemanden mit seinem Familiennamen anreden konnte, mußte man ein sehr gutes Gedächtnis haben, um von jeder Person den Tauf- und den Vatersnamen zu behalten.

Wolodja war Jurik dankbar, daß er sozusagen auf gewaltsame Weise die Transformation von Bobik in Wolodja bewirkt hatte. Er selbst fand die Anrede „Bobik“ schon seit zwei Jahrzehnten als nicht altersgemäß. Baronin Didi und Lia sekundierten ihm, nicht einmal versprachen sie sich. Er war ihnen dankbar dafür. Nun galt es, alle Freunde zu informieren und ihnen umständlich zu erklären, warum diese Namensänderung notwendig sei.

Noch war er nicht Arzt, sondern Medizinalpraktikant, das ist gewissermaßen eine Zwischenstufe zwischen einer Kaulquappe und einem Frosch. Er hatte im Examen seine Befähigung als Arzt unter Beweis gestellt, aber noch durfte er nicht selbständig einen Patienten behandeln, er durfte keine Rezepte ausstellen und keine Entscheidung allein treffen. So stand es in den Verordnungen. Bei den Chefvisiten bildete er das letzte Glied des „Schwanzes“, so nannten sie die Begleitung des Professors, die aus den Oberärzten, den Assistenten nach Dienstalter, den Medizinalpraktikanten und der Oberschwester der jeweiligen Station bestand. Wenn er durch Zufall sich vorgedrängt hatte, wurde er barsch von einem Assistenten an seinen gebührenden Platz zurückverwiesen.

Für freies Essen und fünfzig Mark monatlich durfte er den gleichen Dienst tun wie die planmäßigen Assistenten; er wurde wie die anderen zum Nachtdienst eingeteilt und mußte, wenn er auch nicht operieren durfte, doch die Befragung des Patienten und die erste Untersuchung vornehmen. Er war Arzt und doch noch nicht Arzt; er hatte wie die anderen eine fest umschriebene Funktion im Betrieb des Krankenhauses auszuüben. Er verglich sie mit der Pickordnung der Hühner. Wenn er, ahnungslos und aus Freundlichkeit, einer Hilfschwester half, den Verband zu wechseln oder einem Patienten das Steckbecken unterschob, dann war die Schwester erschreckt und verlegen, und spätestens mittags wurde er von der Oberschwester zu rechtgewiesen, daß dies nicht zu seinen Obliegenheiten gehöre und er das gefälligst den Schwestern überlassen möge. Er stammelte dann eine Entschuldigung und war verwirrt. Warum sollte er dem Patienten oder der Schwester nicht helfen, wenn er dazu in der Lage war?!

Wenn er sich länger mit einem Patienten unterhielt, kam unweigerlich eine Krankenschwester oder ein Assistent und rief ihn zu einer anderen Aufgabe. Er wußte, daß es nur ein Vorwand war und daß keiner die Notwendigkeit erkannte, daß jenseits des chirurgischen Eingriffs der Patient einer Aussprache und einer Seelenführung bedürfe. Die Chefvisiten, die zweimal wöchentlich stattfanden, dauerten mehrere Stunden. Der Professor blieb an jedem Bett stehen, gab dem Kranken die Hand und fragte nach seinem Ergehen. Dann ergriff der behandelnde Assistent das Wort und erstattete Bericht. Natürlich war der Bericht mit vielen lateinischen Fachausdrücken gespickt. Der Patient hörte aufmerksam und aufgeregt zu und phantasierte sich etwas über das Gehörte zusammen. Niemals wurde ihm etwas über seinen Zustand gesagt. Wenn er es wagte, danach zu fragen, wurde er mit freundlichen Allgemeinsätzen abgefertigt, oder man sagte ihm: „Seien Sie doch nicht so neugierig, haben Sie Vertrauen in uns, es wird schon alles gut werden.“ – Wolodja war sich darüber klar, daß bei dieser Zeremonie der Chefarzt unmöglich die zweihundertundfünfzig Patienten kennen konnte. Er perhorreszierte die üble Gewohnheit, vom Patienten nicht von Herrn oder Frau Soundso, sondern von „der Leber“, „dem Blinddarm“, dem „Ileus“ von Zimmer Nummer soundso zu sprechen. Der Mensch verschwand total hinter seinem erkrankten Organ.

Wolodja hatte den Eindruck, daß weder er noch die anderen Assistenten von den Chefvisiten irgendeinen Nutzen hätten. Sie konnten

daraus kaum etwas lernen, denn sie waren nicht in der Lage, das, was zwischen dem Professor und dem Oberarzt gesprochen wurde, zu verstehen, außerdem kannten sie den Patienten nicht. Im Grunde genommen war es lediglich eine geheiligte Tradition, die die Würde des Chefs illustrieren sollte. Außer der Chefvisite gab es zweimal in der Woche eine Oberarztvisite. Der Oberarzt hatte einen kleineren Bezirk des Krankenhauses zu betreuen. Manche Oberärzte eigneten sich die Gewohnheiten der Professoren an in Vorahnung ihrer eigenen Erhöhung zum Chefarzt, auch sie umgaben sich mit einem „Schwanz“ von Assistenten. Der Schwanz war naturgemäß kürzer und weniger bedeutend, dafür wurden aber noch einige Schwestern und Pfleger eingereiht. Hinter dem Rücken des Oberarztes lachten alle über ihn, aber niemand hatte den Mut, ihm das zu sagen. Nur in der täglichen Arbeit, bei Kenntnis des Patienten und in klärenden Gesprächen mit dem Stationsarzt lernte man wirklich etwas.

Die problematischsten Tage im Ablauf des klinischen Alltages waren die drei Besuchstage. Die Besuchsstunden waren zwischen halb drei und halb fünf. Das Krankenhaus glich dann einem Bienenkorb, es wimmelte überall von Menschen. In Scharen standen sie vor dem Portal, mit Blümchen oder Konfekt in der Hand, und warteten. Dann wurde geöffnet, und sie strömten herein. Überall saßen die Eindringlinge, an den Betten in den Krankenzimmern, in den Gängen und in den meist kleinen Patientenaufenthaltshallen. Die Krankenschwestern haßten diese Tage, es herrschte eine Unruhe und ein Hin- und Herlaufen. Die Frauen oder Bräute oder Mütter rannten in das Vorzimmer, um sich Wasser für die Blumenvasen zu holen, oder verlangten nach Blumenvasen. Obwohl das Rauchen in den Krankenzimmern verboten war, wurde heimlich geraucht, es gab erregte Kontroversen mit den Schwestern und den Besuchern. Die Schwestern und die Ärzte verkrochen sich in ihre Zimmer und fühlten sich wie Gefangene. Der Betrieb ruhte. Die Verwandten klopfen an die Tür des Arztzimmers und wollten Auskunft über den Patienten haben. Die Ärzte verhielten sich kühl und abweisend, sie waren an das Arztgeheimnis gebunden. Erst mußten sie wissen, wie der Verwandtschaftsgrad mit dem Patienten war; einer Mutter oder einer Ehefrau konnte man zur Not etwas sagen, aber keinesfalls einer Braut oder Bekannten und Freunden.

Die meisten Besucher scheuten sich, den Arzt zu befragen, sie gingen zur Krankenschwester. Diesen war es strikt untersagt, auch nur das Geringste über den Zustand des Patienten auszusagen. Sie wehrten

ab. „Bitte, fragen Sie den Arzt, ich bin nicht befugt, etwas zu sagen.“ Das Gesicht der Schwester verhärtete sich und nahm eine strenge, un-nahbare Haltung an. – „Also steht es so schlecht um meinen Mann?“, und die Fragende begann zu weinen. – „Bitte, fragen Sie den Arzt, wenn Sie etwas wissen wollen!“ – Dann suchte die Besucherin den Arzt auf. Das Arztzimmer war belagert, eine Traube von verängstigten Menschen stand davor. – Ein großer Teil der Besucher wollte den Professor sprechen. Es galt, sie zu beruhigen und sie nicht zum Professor vorzulassen. Man konnte ihnen ja nicht sagen, daß der Professor zwar den Kranken operiert habe, daß er aber unmöglich, trotz der Visiten, über jeden einzelnen von den zweihundert-fünfzig Bescheid wissen könne. Ferner mußte man den Verwandtschaftsgrad herausfinden, um überhaupt zu wissen, was man sagen dürfe. Zahlreiche Forderungen wurden gestellt: warum der Patient in einem Saal und nicht in einem Zweibettzimmer liege; er nehme täglich mehr ab, warum das Essen so schlecht sei; wann er endlich entlassen werde, oder man möge ihn ja nicht zu früh entlassen, zu Hause habe man absolut nicht die Möglichkeit, ihn zu pflegen. Wolodja war dieses Versteckspiel mit den Patienten und ihren Verwandten zuwider. Warum sollte man einer Mutter oder einer Ehefrau nicht die Wahrheit sagen, warum sollte man nicht die Krankheit und die Behandlung mit ihnen besprechen? Es war doch ihr Recht, darüber Bescheid zu wissen!

An einem Besuchstage war der Stationsarzt abwesend, und Wolodja war der Meute der Besucher ausgeliefert. Er kannte die Patienten seiner Station und ihre Krankheiten, er war ihnen freundlich gesonnen, und sie liebten ihn, weil sie fühlten, daß er ein tiefes Verständnis für sie und ihre Nöte habe. Oft übergingen sie die Schwester oder den Assistenzarzt, um ihm ihre Wünsche zu äußern; das führte zu manchen Unliebsamkeiten, weil die Schwestern und Ärzte meinten, er maße sich Funktionen an, die ihm nicht zuständen. Was sollte er tun, wie sollte er sich verhalten? Der Mensch und der ärztliche Funktionär standen gegenseitig im Widerstreit. Er, Wolodja, wollte immer dem Menschen vor dem Funktionär den Vorzug geben.

Eine Ehefrau fragte besorgt nach dem Befinden ihres Mannes. Er war erst vierzig Jahre alt und hatte Magenkrebs. Die Diagnose hatte viele Jahre lang auf Magengeschwüre gelaftet. Schließlich wurde er in die Klinik eingeliefert. Als man den Magen öffnete, fand man Krebs; aber es gab im Bauchraum und in der Leber bereits Metastasen. Also nähte man die Wunde wieder zu. – „Wissen Sie, was Ihrem Mann

fehlt?“ – „Ja, natürlich, Magengeschwüre. Wie geht es ihm jetzt?“ – Was sollte Wolodja sagen? Konnte er, durfte er die Wahrheit sagen? Sehr bald würde sie es ja selber merken oder erfahren. – „Es waren keine Magengeschwüre“, sagte er leise, „es war etwas viel Schlimmeres, es ist Krebs und er beschränkt sich nicht nur auf den Magen, er ist schon im ganzen Körper.“ – Die Frau sah ihn entsetzt an und begann hemmungslos zu weinen. – „Aber dann muß doch etwas geschehen, man muß ihn retten! Wenn Sie nicht helfen können, dann muß er in eine andere Klinik gebracht werden, es muß doch Hilfe für ihn geben! Ich muß sofort den Professor sprechen!“ Es gelang Bobik nicht, sie zu beruhigen. Sie rannte weinend den Korridor entlang, blieb bei der Tür des Professors stehen und klopfte; als keine Antwort kam, klopfte sie hemmungslos gegen die Tür. Aus dem Nebenraum erschien die Chefsekretärin und herrschte sie an, sie solle sich zusammenehmen, was das für ein Benehmen sei! Der Professor sei in einer Sitzung und sie möge sich gefälligst an den Assistenzarzt wenden. Laut weinend ging die Frau in den Saal, in dem ihr Mann lag, und weinte dort an seinem Bett hemmungslos weiter. Er versuchte sie zu trösten, aber er kannte den Grund ihrer Erregung nicht. Sie stammelte nur: „Ich nehme dich hier heraus, du wirst hier nicht richtig behandelt, ich werde alles in Bewegung setzen, daß du verlegt wirst!“ – Der Mann war ratlos. „Aber ich werde hier gut behandelt, ich bin hier bestimmt in den richtigen Händen!“ – Immerhin wurde er, der bisher ahnungslos war, mißtrauisch.

Am nächsten Tag bat Oberarzt Brunner Wolodja zu sich. Er bot ihm Platz an und schaute ihn lange an, ohne etwas zu sagen. „Gestern gab es einige Aufregung auf Ihrer Station. Was haben Sie eigentlich angerichtet?“ – „Ich habe der Frau des Herrn X., die mich nach dem Zustand ihres Mannes fragte, vorsichtig gesagt, daß er Krebs habe, und dann ist sie außer sich geraten und hat die Fassung verloren. Natürlich weiß man nicht, wie ein Mensch auf eine solche Nachricht reagiert.“ – „Mußten Sie ihr denn unbedingt die Wahrheit sagen?“ – „Ich finde, wir sind es dem Patienten und seinen Angehörigen schuldig.“ – „Wir sind dazu nicht verpflichtet, und oft im Leben ist es schonender, die Wahrheit zu verschleiern. Sehen Sie, Sie haben es ihr frank und frei ins Gesicht gesagt, und sie hat es nicht ertragen, sie hat in der Klinik Aufruhr verursacht und viele Menschen aufgeregt, und ihr Mann ahnt doch jetzt auch etwas. Mit der Zeit hätte sie schon gemerkt, was mit ihm los ist, und sie hätte sich an die Vorstellung gewöhnt, und es hätte sie nicht so hart getroffen. Sie

halten uns jetzt für Hypokriten, glauben Sie aber: manchmal ist es schonender und weiser, auszuweichen und nicht mit der Wahrheit herauszuplatzen.

Ich weiß, Kollege, Sie haben sehr viel Schweres erlebt, aber Sie sind noch sehr jung, eigentlich noch viel jünger als Ihre vierundzwanzig Jahre. Ich zweifle nicht an Ihrer Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, aber Sie haben noch nicht gelernt, sich unterzuordnen und im großen Strom zu schwimmen, Sie schwimmen gegen den Strom und machen sich und anderen damit Schwierigkeiten. Ich war mit einem älteren katholischen Priester befreundet, einem Weisen, den ich sehr verehrte. Dem hatte man einen feurigen und glaubenseifrigen Kaplan zugeordnet, einen kleinen Savonarola, der an allem etwas aussetzte und alles anders machen wollte; er war nicht zu bremsen und brachte einen Teil der Gemeinde durcheinander. Wenn der alte Priester sich bei mir über den Kaplan beklagte, seufzte er: ›Gott bewahre uns vor solchen Heiligen.‹ – Irgendwie erinnern Sie mich an diesen Kaplan.

Ich hatte einen jungen Spaniel mit ganz weichen dicken Pfötchen, der sich an Ordnung erst gewöhnen mußte, er entdeckte für sich die Welt. Für meine Haushälterin bedeutete dies immer neue Überraschungen, weil er dauernd etwas tat, was er nicht tun sollte, überall patschte er mit seinen weichen Pfötchen hin – Doktor Brunner machte beide Hände zu Fäusten und patschte damit über den Tisch, es sah wirklich aus wie ein Paar Hundepfoten: tapsi, tapsi, tapsi, tapsi machte er mit seinen Pfötchen, und dieses tapsi, tapsi machen auch Sie.“ – Er lachte freundlich und gab Wolodja einen Klaps auf die Schulter. Bobik lachte zur Gesellschaft mit, aber ihm war nicht zum Lachen zumute. Bei der Chefvisite lächelte Professor Garré ihn wissend und verzeihend an.

Zweimal in der Woche wurde man zum Nachtdienst beordert. Das bedeutete, daß man mindestens 36 Stunden aufzubleiben hatte, denn man mußte am Tage zuvor und danach regulären Dienst tun. Es gab dafür weder geldlichen Ersatz noch einen zusätzlichen freien Tag, und auch die Sonntagsdienste, die man alle vier Wochen machen mußte, wurden in keiner Weise entschädigt. Das gehörte zum Idealismus des Berufs. Außer Wolodja war nur noch ein planmäßiger Assistent im Nachtdienst beschäftigt. Wenn nichts zu tun war, durfte man sich auf die Untersuchungspritsche legen und mit einer leichten Baumwolldecke zudecken. Aber dazu gab es nur wenig Gelegenheit. Irgendein Patient hatte Schmerzen oder konnte nicht schlafen, oder es gab Spontanblutungen, die sofort gestillt werden mußte, oder es

wurden, besonders an den Wochenenden, Betrunkene, die sich verletzt hatten, oder Randalierende mit Schlag- oder Stichverletzungen eingeliefert. Wolodja wunderte sich, daß die meisten Stichverletzungen sich am Rücken fanden, es handelte sich also um feige und heimtückische Angreifer.

Wie durch ein Zauberwort wurde es um fünf Uhr laut, man hörte emsige Schritte, Laufen, Gespräche. Die Pfleger und Schwestern wurden vom Dienst abgelöst, Scharen von Putzfrauen bemächtigten sich der Klinik. Wolodja ging durch seine Abteilung, er war unerwünscht. Die Patienten wurden unsanft geweckt, es wurden ihnen Steckbecken untergeschoben, und die Temperaturen und Pulse wurden gemessen, die technischen Assistentinnen zapften Blut aus der Ellenbeuge oder aus der Fingerkuppe ab. Nur Wolodja hatte hier absolut nichts zu tun und wurde als störender Fremdkörper empfunden. Die Putzfrauen stießen ihn unsanft mit dem Besen und fauchten ihn an, er möge ihnen aus dem Wege gehen. Er verzog sich aus dem Krankenzimmer. Dann rollten die Wagen mit dem Frühstück heran. Wolodja schaute auf die Uhr, es war gerade sechs. – „Wie unnatürlich“, dachte er, „die Menschen sind krank, viele können nicht schlafen, sie können vielleicht erst in den Morgenstunden einschlafen, und gerade dann werden sie geweckt, zu einer Zeit, da kaum ein Mensch aufzustehen pflegt. Um zwölf Uhr gibt es Mittagessen, um drei Tee und bereits um fünf Uhr Abendessen. Dann ist wieder Schichtwechsel, es wird wieder gemessen, gewaschen, Steckbecken untergeschoben, und dann bricht für diese armseligen Menschen mitten am Spätnachmittag die Nacht an. Das ist doch völlig unbiologisch und kann dem Heilprozeß nicht zuträglich sein!“ Er versetzte sich in die Situation eines Kranken: „Durch langsam fortschreitende oder plötzliche Erkrankung wird er genötigt, in ein Krankenhaus zu gehen. Wenn er nicht wohlhabend ist, kommt er in die dritte Klasse, meistens in einen Saal mit zehn und sogar mit zwanzig Betten. Seine Kleidung wird ihm abgenommen, er bekommt häßliche gestreifte Anstaltskleidung, die sich von der der Zuchthäusler gar nicht allzusehr unterscheidet. Seine Habe kann er auf die fünfzig Quadratzentimeter große Platte des Nachttisches ausbreiten. Das ist alles, sein ganzer privater Bezirk. Seine Persönlichkeit wird buchstäblich ausgelöscht. Er muß sich in die unerbittliche Ordnung fügen. Alles wird ihm geliefert, inklusive Genesung oder Tod. Wenn er den Arzt über die Diagnose oder Prognose seiner Krankheit befragt, wird er mit banalen Trostworten abgespeist. Er, der sonst in seiner Familie lebte, lebt jetzt unter ihm

fremden Menschen, die dem gleichen Schicksal unterworfen sind wie er. Man müßte das ändern, aber wie?“ Er beschloß, sich seinem verehrten Professor Garré anzuvertrauen.

Nach der Operation, die von sieben Uhr morgens bis in den frühen Nachmittag dauerte, bat er nach dem Händewaschen den Professor, ob er ihm eine Viertelstunde schenken würde. Der Professor sah müde und abgespannt aus. Aber Wolodja fand sein Anliegen so dringend, daß er darüber hinweg sah. Resigniert bat der Professor ihn in sein Zimmer. Etwas weitschweifig erklärte er, daß die Zustände in den Krankenhäusern unhaltbar und unmenschlich seien und daß man sie ändern müsse. Müde winkte der Professor ab. „Lieber junger Freund, Ihren Elan möchte ich haben. Wenn Sie das ändern wollen, stoßen Sie auf Granit. Seit hunderten von Jahren gibt es diese Ordnung. Sie haben keine Ahnung, welche Macht die Krankenschwestern und die Pfleger, die Putzfrauen und Assistenten haben. Sie rütteln an ihren geheiligten Gewohnheiten. Ich als Chef oder wir als Kollektiv wären gar nicht in der Lage, solche Änderungen durchzuführen. Da ist die Universität, die Verwaltung, die Gewerkschaften, die festgelegten Arbeitsstunden. Alles käme ins Wanken, und überdies sind wir an den Geldetat gebunden. Wir müßten, wenn es nach Ihren Vorstellungen ginge, alle diese alten Kästen abreißen und völlig neue bauen, mit Vierbettzimmern etwa. Und kaum stehen sie da, werden die Menschen Ein- oder Zweibettzimmer verlangen. Ich weiß, daß Sie sich berechnete Sorgen um das Wohl der Patienten machen und daß Sie ehrlich Ihre Überzeugung vertreten. Aber Sie verkünden Ihre Ideen, bevor Sie sie richtig durchdacht haben, und erzeugen dadurch Unruhe unter den Menschen. Ich habe gehört, daß Sie auch die Chefvisite abschaffen wollen. Auch das wird Ihnen nicht gelingen. Und wenn dies Ihnen gelingen sollte, seien Sie versichert, in kürzester Zeit würde wieder eine Hierarchie eingeführt werden, weil es den Menschen sehr schwer fällt, ohne Führung zu leben. Sie wollen gar nicht allein über sich entscheiden. Denken Sie daran, wenn Sie einmal Chefarzt sind. Sie lächeln freundlich und denken: ›Laß den Alten reden. Aber Sie selbst sollten sich etwas mehr anpassen und dann das Beste aus einer gegebenen Situation machen. Das ist gar nicht so leicht!“ – Er entließ Bobik, der unglücklich und beschämt in sein Zimmer ging.

Aber er gab nicht auf. Er aß mittags die Krankenkost, die in der Klinikküche zubereitet wurde. In Kübeln wurde das fertige Essen auf die Stationen gebracht und im Vorzimmer von den Schwestern

in Portionen aufgeteilt. Es gab eine Suppe, ein Gericht mit etwas Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, das mit Mehl zubereitet war, und immer die gleiche undefinierbare Einheitssauce; danach irgendein Kompott aus der Konservenbüchse oder aus getrockneten Früchten. Es war etwas, um das Leben zu erhalten, aber es entsprach keinesfalls dem, was Wolodja sich unter einem Essen vorstellte. Noch schlimmer war es mit der Diätkost bestellt: da gab es Reis oder Hafer- oder Grießbrei und einige Möhrchen oder grüne Bohnen und geschmackloses durchpassiertes Fleisch. Als einem Frischoperierten Kartoffelpüree mit Sauerkraut angeboten wurde, ergriff Bobik in Wut den Teller und beschloß, auf eigene Faust mit dem Koch zu reden. Er kannte ihn nur vom Sehen, es war ein großer dicker Mann mit fettem rotem Nacken, er sah martialisch aus und hatte sich sicherlich aus dem Stand des Unteroffiziers bis zum Küchenbeamten hochgedient. Wolodja sah ihn manchmal am Nachmittag die Klinik verlassen. Immer hatte er eine prall gefüllte Mappe bei sich, und für Bobik stand fest, daß sich dort den Patienten vorenthaltene Lebensmittel befanden.

Er stieß mit dem Fuß die Küchentür auf, erspähte den Koch und trat auf ihn zu. „Solch einen Fraß wagen Sie einem frischoperierten Patienten anzubieten!“ schrie er den Koch an. Der stand einen Augenblick wie versteinert, dann besann er sich und wurde frech. – „Verlassen Sie sofort die Küche, Sie haben hier nichts zu suchen. Wenn Sie Beschwerden haben, wenden Sie sich an die Oberschwester oder an den Verwalter. Wo kommen wir hin, wenn jeder poplige Medizinalpraktikant hier noch was zu sagen hätte. Raus, raus hier aus meiner Küche!“ – Er ergriff den Teller und schleuderte ihn auf den großen Küchentisch. Dann kam er dicht an Wolodja heran und schob ihn mit seinem dicken Bauch bis an die Tür, die er mit einem Ruck öffnete, und beförderte den Störenfried hinaus. Die Tür schlug hinter ihm krachend zu.

Wolodja radelte tief beschämt, erniedrigt und erregt nach Hause. Tante Didi trank gerade Tee und lud ihn zu einer Tasse ein. „Was ist dir denn wieder passiert, du siehst blaß und erregt aus.“ – Wolodja erzählte ihr den Vorfall. Sie sagte lange Zeit gar nichts. Dann schaute sie ihn ernst an: „Du hast etwas gegen diese Klinik und suchst direkt nach Anlässen zum Streit, und du setzt dich immer ins Unrecht. In diesem Fall war es das Versehen des Stationsarztes oder der Oberschwester, daß sie der Küche nicht richtig Bescheid gegeben hat über die erforderliche Diät. Und du läufst gleich zum Koch und randalierst. Vielleicht nimmst du dich zu wichtig, Wolodja?“ – „Wieso

denn, Tante Didi, ich nehme mich gar nicht wichtig, ich tue es ja nicht für mich, ich Sorge mich um das Wohl der Patienten.“ – „Gott, und wenn der Mann das Kartoffelpüree mit dem Sauerkraut gegessen hätte, wahrscheinlich wäre er daran auch nicht gestorben. Ich denke doch, daß du dich sehr wichtig nimmst, denn du spielst dich auf, du willst die Welt, deine kleine Welt verbessern, und du weißt nicht einmal, ob die Menschen es auch wollen. Du gefällst dir in der Rolle des Weltverbessers, und das nenne ich Wichtigtuerei. Und glaub doch nicht, daß die anderen Assistenten dümmer oder unbegabter sind als du; aber sie mischen sich nicht in alles ein, was sie nichts angeht. Ich möchte glauben, sie lachen über dich und nehmen dich nicht ernst.“

Wolodja war tief erschüttert, daß seine geliebte und verehrte Tante Didi ihn auch nicht verstand; aber da er ihre Güte und Weisheit und Unbestechlichkeit kannte, mußte er darüber nachdenken, was an seinem Verhalten falsch sei. Am nächsten Morgen ging er mit Herzklopfen in die Klinik, er würde sicherlich wieder zum Professor zitiert werden und einen Verweis erhalten, und die Kollegen und die Schwestern würden ihn in geheimer Schadenfreude herausfordernd ansehen. Er wartete den ganzen Tag darauf. Aber nichts geschah.

Nach der Operation ergab es sich, daß er neben dem Oberarzt Brunner den Korridor, den sie „Friedrichstraße“ nannten, entlangging. Brunner war sichtlich abgespannt. Wolodja hatte den Eindruck, daß er ihm wegen der letzten Unterredung nicht mehr gram sei. „Mögen Sie eine Tasse Tee mit mir trinken?“, fragte er. Wolodja nahm erfreut an. Doktor Brunner bewohnte ein geräumiges Zimmer im Krankenhaus. Bobik schaute sich um, der Raum hatte nichts Persönliches, er erinnerte an einen Wartesaal zweiter Klasse. Auf dem Schreibtisch standen einige Fotografien in Rahmen und eine kleine Vase mit Margeriten, die ihm sicherlich eine insgeheim in ihn verliebte Krankenschwester hingestellt hatte. Viele Schwestern waren in ihre Stations- oder Oberärzte verliebt. Wolodja sah sich den rassigen, vornehm aussehenden Arzt an. Sein Äußeres korrespondierte nicht mit der spißigen, indifferenten Umgebung. „So leben die meisten von ihnen jahrelang, bis zur Dozentur oder bis sie sich verheiraten, was nur möglich ist, wenn sie eine gesicherte Position erringen, in Wartesälen und in möblierten Zimmern. Wie phantasielos ist solch ein Dasein!“, dachte Bobik.

Inzwischen holte Doktor Brunner einen Aluminiumtopf, füllte ihn mit Wasser und steckte einen Tauchsieder hinein. Wolodja sah sich

um, ob er den Hund erblicken würde. „Was suchen Sie?“ – „Ihren jungen Hund, Tapsi, den mit den weichen Pfoten, Sie haben es mir so treffend vorgemacht.“ – Brunner lachte, er schaute sich im Raum um, er blickte zu den Gardinen hinauf, dann pfiß er. Ein kleiner Affe löste sich von der Gardinenstange, sprang behende herunter, kletterte an dem Doktor hinauf und umklammerte seinen Hals mit seinen kleinen Ärmchen. „Das ist mein Tapsi, mein Hund ist mein Affe. Aber, bitte, verraten Sie mich nicht. Es ist strengstens untersagt, Tiere in der Klinik zu halten. Nur die Stationsschwester ist eingeweiht. Er ist sehr zahm und gutartig und ein guter, lustiger Genosse.“

Inzwischen kochte das Wasser. Brunner nahm den Affen und gab ihm Wolodja. Der kleine Kerl umhalste ihn und drückte sein Köpfchen an Wolodjas Wange. Sie spielten miteinander, bis der Doktor den Tee auf den Tisch brachte. Der Affe sprang mal zu seinem Herrn, mal zu Wolodja. Sie unterhielten sich über die Behandlung ihrer gemeinsamen Patienten, und Wolodja war sehr stolz, daß der Oberarzt ihn, den kleinen Medizinalpraktikanten, für würdig befand, seine Meinung anzuhören. Brunner vermied es, das Gespräch auf persönliche Angelegenheiten zu lenken, Bobik hatte den Eindruck, daß der ältere Kollege sehr einsam sei. Er verabschiedete sich von ihm, küßte das Händchen des possierlichen Affen und lud Brunner zu sich ein.

Eines Tages, etwa um halb drei, es war die stillste Zeit des Tages in der Klinik, schlenderte Wolodja den Korridor entlang. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Da wurde er durch einen Schrei aufgeschreckt. Der Schrei kam aus dem Privatpatientenzimmer. Bobik rannte hin und öffnete die Tür. Es war ein schmales, ungemütliches Zimmer, dessen Grundriß einem schmalen Handtuch glich. Die Wände waren mit häßlicher grünlicher Ölfarbe angestrichen. Quer zum Raum stand ein Krankenbett mit einem eisernen Bügel. Im Bett lag ein älterer Herr, ein Fabrikant und Privatpatient des Professors. Sein gebrochenes und in Gips verpacktes Bein war an dem Bügel befestigt. Das Fenster stand offen. Auf dem Bügel turnte vergnügt Wolodjas neuer Freund, der Affe des Oberarztes. Er erblickte Wolodja und sprang auf ihn zu und umarmte ihn. Wolodja drückte ihn an sich und deckte ihn mit seinem Jackett zu. Er entschuldigte sich beim Fabrikanten. „Verzeihen Sie bitte, daß das kleine Tierchen Sie so erschreckt hat, es muß durch das offene Fenster eingedrungen sein.“ Der Fabrikant, der von dem Schreck noch sehr erregt war, empörte sich: „Das ist unerhört! Wie kommt der Affe ins Krankenhaus? Ich